

Clandenken, fehlende Bildung und ein unsicherer Status

Die Integration von somalischen Migranten stösst auf viele Schwierigkeiten

Flüchtlinge aus Somalia haben häufig grosse Schwierigkeiten, sich in der Schweiz zu integrieren. Viele Menschen aus dieser Bürgerkriegsregion bleiben auch im Exil im traditionellen Clandenken verhaftet.

Beat Stauffer

Nur wenige Migranten dürften schwierigere Voraussetzungen haben, sich in der Schweiz zu integrieren, als Menschen aus Somalia. Sie stammen aus einem Land, dessen staatliche Strukturen nach einem fast zwanzig Jahre dauernden Bürgerkrieg faktisch zusammengebrochen sind. Sie sind dunkelhäutig und islamischen Glaubens. Einige ihrer Traditionen – so etwa die Genitalverstümmelung bei den Mädchen – kollidieren mit westlichen Normen. Und Somalia hat allein schon aufgrund der Überfälle von Piraten auf westliche Frachtschiffe ein denkbar schlechtes Image. So erstaunt es, dass die selbstbewusste Frau, die dem Journalisten in einem Café in der Basler Innenstadt gegenüber sitzt, von einem «Paradies» spricht, das sie in ihrer Jugendzeit erlebt habe: das Meer, die damals noch schöne Stadt Mogadiscio, die Freiheit, als junge Frau mit modischer, westlicher Kleidung auf die Strasse zu gehen. «Ich war damals glücklich», sagt Fos Graf. Auch wenn man die nostalgische Verklärung berücksichtigt, die sich viele Migranten von ihrer verlorenen Heimat machen, so scheint viel Wahres daran zu sein.

Wichtige Basisarbeit

Doch diese glücklichen Zeiten liegen weit zurück. Denn 1991 brach in Somalia ein Bürgerkrieg aus, der das Land fast vollständig zerstört hat. Drei Jahre harter die junge Frau, die damals noch Fos Ali hiess und als Sekretärin arbeitete, in Mogadiscio aus. Dann flüchtete sie wie viele Somalier aus der Mittelschicht nach Europa, gelangte über Umwege in die Schweiz und heiratete. Heute, fast zwanzig Jahre später, gilt Somalia als «gescheiterter» Staat ohne funktionierende Regierung. Scharia-Gerichte und die islamistischen Shabab-Milizen sorgen dafür, dass ein rigider Sittenkodex eingehalten wird.

Fos Graf lebt nun seit mehr als sechzehn Jahren in der Schweiz. Sie wirkt zumeist ehrenamtlich als Vermittlerin und Übersetzerin in Spitälern, Asylheimen und Gemeinden. Ihr ist es ein grosses Anliegen, sich für die Integration ihrer Landsleute einzusetzen. In Basel engagiert sie sich seit mehreren Jahren im Somalischen Verein. Präsident und Mitbegründer dieses Vereins der Region Basel ist Hassan Ismail. Der 39-Jährige stammt aus einem Dorf unweit der äthiopischen Grenze, wo der Bürgerkrieg etwas weniger Spuren hinterlassen hat als in den Städten entlang der Küste. Ismail konnte als junger Mann noch eine landwirtschaftliche Schule absolvieren. 1994 flüchtete Ismail in die Schweiz. Seitdem lebt er in Basel; er ist verheiratet und hat fünf Kinder.

Mittlerweile zählt der Somalische Verein Basel rund 70 Mitglieder. Unter Kennern der Verhältnisse gilt er als einer der Vereine, die einen besonders aktiven Beitrag zur Integration von somalischen Migranten leisten. Hassan Ismail ist dabei die treibende Kraft. «Mich beeindruckt, wie er die Leute zusammenbringt und enorm wichtige Basisarbeit leistet», sagt Eleonore Wettstein, Leiterin der Informationsstelle Integration der Ausländerberatung der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG) in Basel. Mangels eines eigenen Lokals treffen sich die Vereinsmitglieder jeweils am letzten Samstag des Monats in einem Familienzentrum im Quartier Gundeldingen. Jede dieser Veranstaltungen ist dabei einem bestimmten Thema gewidmet, das im Alltag der somalischen Migranten von Bedeutung ist. Integration Basel und die GGG unterstützen diese Informationsarbeit mit einem Pauschalbetrag.

Ideologisch beeinflusst

Für Ismail ist diese Informations- und Aufklärungsarbeit von grosser Bedeutung. Seine Landsleute brauchten diese Unterstützung, um sich erfolgreich in die Schweizer Gesellschaft eingliedern zu können. Die Informationsmodule sind Themen wie Gesundheit, Schule oder Abfallentsorgung gewidmet. Eine



Mitglieder des Somalischen Vereins erhalten Informationen, um sich besser in die Schweizer Gesellschaft integrieren zu können.



Fos Graf bespricht mit den Immigranten auch schwierige Themen wie etwa das verbreitete Clandenken.

BILDER CHRISTIAN BEUTLER / NZF

grosse Schwierigkeit, so Ismail, liegt darin begründet, dass immer mehr Somalier in die Schweiz flüchten, die nie eine Schule besucht haben. Viele seien zudem von der islamistischen Ideologie, die in Somalia grassiert, stark beeinflusst. Es sei von grosser Bedeutung, diesen jungen Somalier in der Schweiz eine Berufsbildung zu ermöglichen, um sie vor einem Abgleiten in Hoffnungslosigkeit und Delinquenz zu schützen.

Hassan Ismail wie auch Fos Graf wollen sich zudem für ein anderes Anliegen einsetzen: die Überwindung des in Somalia stark verbreiteten Clandenkens, das bis anhin eine Befriedung des Landes verunmöglicht habe. «Die Aufsplitterung nach Clans ist leider auch in der Schweiz stark zu spüren», diagnostiziert Ismail. Aus diesem Grund existiere bis heute in der Schweiz kein funktionierender Dachverband der somalischen Vereine. Zudem sei auch das gegenseitige Vertrauen unter somalischen Migranten sehr gering und eine fruchtbare Zusammenarbeit schon deshalb sehr schwierig.

Im Kanton Zürich leben nach offiziellen Zahlen rund 22 Prozent aller Somalier in der Schweiz, deren Zahl auf knapp 8000 geschätzt wird. Hier existieren allein zwölf somalische Vereine sowie eine Art Dachverband für den Kan-

ton Zürich. Der Präsident dieses Verbandes heisst Mohammed Abdullahi; er nimmt für sich in Anspruch, auch der «Koordinator» der somalischen Vereine in der gesamten Deutschschweiz zu sein. Den Einwand, dass die somalischen Vereine viel zu zerstritten sind, um in einem gemeinsamen Dachverband zusammenzuarbeiten, weist Abdullahi von sich. Es gebe zwar tatsächlich Schwierigkeiten, diese lägen aber in erster Linie in fehlenden Ressourcen begründet. Seit kurzem verfügen die Somalier in Zürich im Kreis 5 über ein eigenes Lokal, das allerdings noch nicht täglich geöffnet ist.

Hassan Ismail verdient seinen Lebensunterhalt als Mitarbeiter in einer Grosswäscherei, Mohammed Abdullahi arbeitet als Käser im Zürcher Oberland und studiert nebenbei Politikwissenschaft an der Universität Zürich. Die Lebensumstände dieser beiden Vereinspräsidenten werfen ein Schlaglicht auf die materiellen Verhältnisse von Somalier in der Schweiz: Die meisten sehen sich gezwungen, unqualifizierte und schlechtbezahlte Arbeiten auszuführen, um überleben zu können. Überdurchschnittlich viele somalische Migranten im erwerbsfähigen Alter, so ist einer Studie zu entnehmen, sind zudem arbeitslos und auf Sozialhilfe angewiesen.

Dennoch erwarten ihre Familien in Somalia regelmässige Geldüberweisungen aus der Schweiz.

Schwierige Klienten

Migranten aus Somalia gelten unter Integrations- und Migrationsfachleuten als eher schwierige Klienten. Sie seien relativ schwer erreichbar und wiesen «überdurchschnittlich hohe Integrationsprobleme auf», sagt Christoph Meier, Leiter der Integrationsfachstelle der Stadt Zürich. Einen entscheidenden Faktor ortet Meier dabei im stark verbreiteten Clandenken, das bei den meisten Somalier eine sehr grosse Rolle spiele. Ganz ähnlich sieht dies Raymond Kane von der Fachstelle für Integrationsfragen des Kantons Zürich. Von ihrem Hintergrund her hätten Somalier es sehr schwierig, sich in die gesellschaftlichen Strukturen der Schweiz einzufügen. Viele Migranten aus Somalia seien abhängig von Sozialhilfe; manche hätten sich gar dauerhaft in diesem Status eingerichtet.

Dieser Umstand, darin sind sich die beiden Fachleute einig, sei allerdings in hohem Mass durch die gegenüber Somalier praktizierte Aufnahmepolitik verursacht. «Man hat somalische Asylbewerber jahrelang im F-Status, also in der vorläufigen Aufnahme, versauern lassen», sagt Raymond Kane. Jetzt lebten viele 20- bis 25-jährige Somalier in der Schweiz, an denen die Integration «komplett vorbeigegangen» sei. All diese Umstände erschweren eine aktive Integrationsarbeit in hohem Mass. «Es ist uns in den letzten Jahren nicht gelungen, eine erfolgreiche Struktur der Zusammenarbeit zu installieren», konstatiert Meier. Die Zusammenarbeit sei immer «punktuell» gewesen, und die Ansprechpersonen hätten häufig gewechselt. Für Meier ist dennoch klar, dass seine Amtsstelle trotz diesen Schwierigkeiten «dranbleiben» wolle; es gebe schlicht keine Alternative.

Mädchenbeschneidung

Eine besondere Schwierigkeit liegt zudem in der Tradition der Mädchenbeschneidung oder Genitalverstümmelung, die in Somalia laut der erwähnten Studie noch in sehr hohem Ausmass (98 Prozent) praktiziert wird. Aufklärung über dieses Thema, so erklären übereinstimmend alle Befragten, sei äusserst heikel. «Wir haben die Erfahrung gemacht, dass die meisten somalischen Frauen nicht darüber reden wollen», berichtet ein Insider. Um überhaupt an die Betroffenen heranzukommen, sei ein entsprechendes Vorhaben im Kanton Zürich vage als «Gesundheitsprojekt» getarnt worden. Auf solche Weise ist es offenbar gelungen, den somalischen Müttern zu vermitteln, dass Genitalverstümmelung in der Schweiz ein Offizialdelikt darstellt und für die betreffenden Mädchen schwerwiegende gesundheitliche Folgen haben kann.

Auch Fos Graf erachtet es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben, somalische Frauen von der Beschneidung ihrer Mädchen abzubringen. Sie ist überzeugt davon, dass es mit subtilem Vorgehen häufig gelingt, bei den Betroffenen einen Bewusstseinswandel einzuleiten. Dabei kann sie sich nach eigenen Worten auf eine erstaunlich positive Haltung vieler ihrer Landsleute stützen. Dies bestätigt auch die Basler Integrationsfachfrau Eleonore Wettstein: Migranten aus Somalia seien überdurchschnittlich neugierig und interessiert; sie klagten nur selten, wollten stattdessen in ihrem Leben weiterkommen. Dies ist ohne Zweifel eine Ressource, auf der sich aufbauen lässt. Doch dafür braucht es viel Zeit und Energie. Dies weiss auch Hassan Ismail, geprägt vom Bürgerkrieg in seiner Heimat: «Kaputtmachen kann man schnell, aber aufbauen ist sehr schwierig.»

Beat Stauffer ist freier Journalist in Basel.

P. Eyer, R. Schweizer: Die somalische und eritreische Diaspora in der Schweiz. Hg. v. Bundesamt für Migration, Bern 2010.